

ANDREA FREDIANI
CAESARS SCHATTEN
DER FEIND

Die große Trilogie über die römische Antike

Der Freund – Der Feind – Der Agent

Aus dem Italienischen übersetzt von

Sandra Hubmann

DIE KRIEGSSCHAUPLÄTZE ZWISCHEN
CAESAR UND POMPEIUS
IN ITALIEN



DIE KRIEGSSCHAUPLÄTZE ZWISCHEN
CAESAR UND POMPEIUS
IN EPIRUS, MAZEDONIEN, GRIECHENLAND



SALON *Literatur*VERLAG

1. Auflage September 2026

Copyright by SALON *Literatur*VERLAG

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form ohne Genehmigung des Verlags reproduziert, vervielfältigt oder verbreitet werden.

© 2010 Newton Compton editori s.r.l., Rome

Published in agreement with MalaTesta Lit. Ag., Milan

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek.

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Umschlaggestaltung: Fa-Ro Marketing

Bildrechte Umschlag: Gettyimages. Autorenfoto: Gigliola Chistè

Karten: Wikimedia Common

Druck und Bindung: CPI Print, Leck

Gesetzt mit Schriftschnitt Cambria

SALON *Literatur*VERLAG

Volkartstraße 2c

80634 München

www.SalonLiteraturVerlag.de

E-Mail: info@SALONLiteraturVERLAG.de

ISBN 978-3-947404-61-2

ANDREA FREDIANI

CAESARS SCHATTEN
DER FEIND

Die große Trilogie über die römische Antike
Der Freund – Der Feind – Der Agent

SALON *Literatur*VERLAG

© 2010 Newton Compton editori s.r.l., Rome

Published in agreement with MalaTesta Lit. Ag., Milan

Andrea Frediani (Autor) wurde 1963 in Rom geboren. Er gilt als einer der bekanntesten populärwissenschaftlichen Autoren für Geschichte in Italien und hat mit zahlreichen Fachzeitschriften zusammengearbeitet. Seine Webseite lautet *andreafrediani.it*. In Italien hat er bei Newton Compton über 60 Bücher veröffentlicht, darunter sowohl Romane als auch geschichtliche Sachbücher. Er hat mehr als eineinhalb Millionen Exemplare verkauft. Im Ausland gibt es in acht Ländern Übersetzungen seiner Werke.

Sandra Hubmann (Übersetzerin) wurde 1998 in Graz geboren. Sie studierte Übersetzen und Dolmetschen, wobei sie ihre Englisch- und Italienischkenntnisse durch längere Auslandsaufenthalte in Dublin und Rom vertiefte. Ihre Erkenntnisse zur Übersetzung der pronominalen Anrede veröffentlichte sie in der Fachzeitschrift *Lebende Sprachen*. Seit 2020 ist sie freiberuflich als Literaturübersetzerin tätig (<https://verzeichnis.literaturuebersetzer.de/personen/hubmann-sandra/>).

CAESARS SCHATTEN
DER FEIND

I

Nach der Meldung, dass das Veto der Tribunen aufgehoben worden war und diese selbst die Stadt verlassen hatten, hatte Caesar die Kohorten heimlich und unverzüglich vorausgeschickt; um keinen Verdacht aufkommen zu lassen, wohnte er zur Wahrung des Scheins öffentlichen Spielen bei und erwog das Projekt, eine Gladiatorenschule zu errichten, und nahm seiner Gewohnheit gemäß an einem wohlbesuchten Gastmahl teil.¹

Sueton, Der göttliche Julius, I, 31

*Ravenna, 10. Januar 49 v. Chr. (Spätherbst)*²

TROTZ SEINER SCHWEREN BEWAFFNUNG sprang der Murmillo leichtfüßig zur Seite und entzog sich dem Netz seines Kontrahenten. Der Netzkämpfer taumelte nach vorn, stürzte beinahe, konnte sich aber gerade noch mit seinem Dreizack am Boden abstützen und so wieder einen sicheren Stand gewinnen. Um ihm den Halt dennoch zu rauben, warf sich der andere Gladiator mit seinem großen Legionärsschild gegen den Dreizack. Die beiden Waffen prallten gegeneinander, der Netzkämpfer verlor das Gleichgewicht und stürzte zu Boden. Schon hob sein Widersacher den Gladius zum Todesstoß, doch der Bedrängte warf abermals sein Netz, diesmal in Bodennähe, und umschlang damit den Knöchel seines Gegners. Einen Augenblick später lag der Murmillo ebenfalls im Staub. Während sich dieser hochrappelte, kam auch der Netzkämpfer wieder auf die Beine und ergriff seinen Dreizack.

¹ eigene Übersetzung aus dem lateinischen Original

² Das angeführte Datum entspricht dem damals gültigen Kalender, der erst später von Caesar selbst reformiert und an die Jahreszeiten angepasst worden ist. Tatsächlich spielten sich diese Ereignisse im Spätherbst ab, nach heutiger Zeitrechnung am 22. November 50 v. Chr.

Nun war alles wieder möglich.

„Wenn ich daran denke, wie viele gute Zenturionen wir zur Ausbildung der Rekruten abkommandieren ... Zenturionen, die uns in den Legionen weitaus nützlicher wären. Wir sollten in Erwägung ziehen, bestimmte Gladiatoren als Ausbilder einzusetzen ...“, bemerkte Julius Caesar von der Tribüne des kleinen Amphitheaters aus, das der Dekurio³ von Ravenna für diesen Anlass hatte errichten lassen.

„Im Grunde steht dieser Murmillo einem Legionär in nichts nach. Vielleicht hat er sogar ein paar Tricks mehr auf Lager als ein gewöhnlicher Soldat ...“, stimmte ihm Marcus Antonius zu, noch immer unter Schock wegen der schrecklichen Dinge, die ihm vor nur wenigen Tagen im Rom widerfahren waren. In seiner Nähe saßen auch die anderen aus der Hauptstadt geflüchteten Volkstribunen, Gaius Scribonius Curio und Quintus Cassius Longinus, sowie Caesars Adjutant Aulus Hirtius und ein Freund des Prokonsuls, Asinius Pollio.

„Prokonsul, es freut mich, dass dieses bescheidene, zu deinen Ehren abgehaltene Schauspiel deine Anerkennung findet“, warf der Dekurio ein, der kaum etwas Kriegerisches an sich hatte, jedoch sehr darum bemüht war, seine Gäste zufriedenzustellen. „Darf ich also hoffen, dass du zur Errichtung eines richtigen Amphitheaters für diese Stadt etwas beisteuern wirst?“

Caesar seufzte. Es hätte ihm gefallen, sich nur mit derlei Problemen auseinandersetzen zu müssen: schleimige, geldgierige Magistrate, deren Unterstützung stets käuflich war. Allerdings warteten auf ihn Herausforderungen ganz anderer Art: neidische, kleinkarierte Senatoren, die weder sein Charme noch sein Geld je auf seine Seite ziehen könnten. Hohe Würdenträger, die sein politisches Ende sehen wollten und ihm nie erlauben würden, das zu erreichen, was ihm durch seine Abstammung vorherbestimmt war, was ihm das ganze Volk zuerkennen wollte und was ihm aufgrund seiner Taten in Gallien, Germanien und Britannien zustand.

³ Ratsherr

Das, was er mehr verdiente als jeder andere.

„Selbstverständlich“, antwortete er nach kurzem Überlegen. „Dieser Stadt gebührt ein Amphitheater zur Abhaltung herausragender Gladiatorenspiele. Ich werde dafür sorgen, dir genügend Geld für die Errichtung der Fundamente zukommen zu lassen. Den Rest erhältst du, wenn ich Konsul bin, also nächstes Jahr. Ich bin mir sicher, dass deine Stadt meine Kandidatur unterstützen wird ...“

„Aber natürlich, Caesar. Du hast für diese Provinz und für diese Stadt während deines Prokonsulats viel getan. Fast jeden Winter hast du uns mit deiner Anwesenheit beehrt, was Ravenna zu großem Wohlstand verholfen hat, dank der zahlreichen Besucher, die aus jedem Winkel Italiens und Galliens zu dir gekommen sind ... Wie könnten wir uns dir gegenüber da undankbar zeigen? Ich bin davon überzeugt, dass du all die Missverständnisse klären wirst, die zwischen dir und dem Senat stehen, und dass du dich in Rom bald zeigen kannst und den gerechten Lohn für deine Taten erhalten wirst ...“

„Missverständnisse, die zwischen mir und *einem kleinen Teil* des Senats stehen, wolltest du wohl sagen ...“, stellte Caesar klar und durchbohrte den Dekurio mit seinem Blick. Seine dunklen, tiefgründigen Augen konnten jeden in Verlegenheit bringen, wenn er es wünschte.

Am liebsten hätte sich der Magistrat die Zunge abgebissen. Zu seinem Glück tauchte in diesem Moment ein Sklave auf. „Herr, das Abendessen steht bereit. Ihr könnt euch in den Speisesaal begeben“, meldete er.

„Ähm, Caesar, vergib mir, ich habe nur ganz allgemein gesprochen. Ich weiß genau, dass du dank deiner Taten und deiner Freigiebigkeit in Rom sehr beliebt bist und dass nur eine Clique aus Neidern dich daran hindert, das zu erlangen, was dir von Rechts wegen zusteht. Doch jetzt wollen wir zum Abendessen schreiten. Ich habe Gerichte zubereiten lassen, die solch angesehener Gäste würdig sind ...“ Der Dekurio unterstrich seine Rede mit übertrie-

benen Gesten, winkte die Gladiatoren fort und schickte den Sklaven voraus.

Marcus Antonius, Caesars Vetter und entmachteter Volkstribun, wisperte dem Prokonsul ins Ohr: „Noch so einer, der dich ohne Zögern verraten wird, sobald er dich in einer geschwächten Position sieht ...“

„Tatsächlich werde ich immer den Eindruck erwecken müssen, dass ich die Zügel in der Hand halte. Die Initiative muss von mir ausgehen. Immer. Nur so werde ich keine Anhänger verlieren, sondern meinen Gegnern sogar die ihrigen entziehen können“, flüsterte Caesar zurück. Dann wandte er sich mit erhobener Stimme an den Magistrat: „Heute Abend fühle ich mich nicht besonders gut. Ich fürchte, dass ich deine Gastfreundschaft nicht gebührend würdigen kann. Denn ich werde nur kurz verweilen.“

„Ganz wie es dir beliebt, Caesar“, erwiderte der Dekurio, hielt auf der Schwelle zum Speisesaal inne und ließ seinen Gästen den Vortritt.

Kaum dass Caesar und seine Mitstreiter den Eingang passiert hatten, reichten ihnen Sklaven die *vestes cenatoriaae*, einfache Tuniken aus grüner Seide, welche die Gäste nach dem Ablegen ihrer Kleidung und ihrer Schuhe zum Essen anzogen. Dann begaben sie sich zu den Liegen. Caesar hätte gern auf die Gesellschaft des Magistrats verzichtet, wusste aber, dass er die Gepflogenheiten nicht außer Acht lassen konnte: Unvermeidlich musste er den Platz des Ehrengasts einnehmen, den *locus consularis*, auf der mittleren der drei Liegen im Speisesaal. Zu seiner Linken legte sich der Etikette entsprechend der Gastgeber hin, zu seiner Rechten Antonius, der seine Langeweile nicht verbergen konnte. An Abendessen mit Saufgelagen und Ausschweifungen gewöhnt, zeigte sich Caesars Vetter über die Etikette und das reizarme Festmahl ungehalten.

Zwei Sklaven näherten sich den Gästen und wuschen ihnen der Reihe nach die Füße, während der Hausherr die Götter anrief und ihnen für die Speisen dankte, welche die Sklaven in Kürze

hereintragen würden. Antonius wurde immer ungehaltener: Caesar hatte den Eindruck, dass dieser dem Sklaven zu seinen Füßen gleich Tritte verpassen würde; und wahrscheinlich hätte er es auch wirklich getan, wenn nicht noch vor der Vorspeise etwas erschienen wäre, das seine Aufmerksamkeit fesseln konnte.

Denn nun betraten drei Tänzerinnen den Raum, gefolgt von einem Musiker, der sich an den Rand stellte und seine Kithara zu spielen begann. Die drei Frauen, dem Dekurio zufolge Ibererinnen, fingen zu tanzen an und schlugen den Rhythmus mit Kastagnetten in ihren Händen. Der Anblick ihrer nackten, geschwungenen Hüften, die sie gekonnt hin und her wogen ließen, verbesserte Antonius' Stimmung schlagartig.

Caesars Gesichtsausdruck und seine Haltung hingegen blieben unverändert. Kaum ließ er etwas von der Liebenswürdigkeit erahnen, von der er sonst oft reichlich Gebrauch machte, um seine Mitmenschen für sich einzunehmen. Der Magistrat war in großer Verlegenheit, eine schreckliche Angst befiel ihn: Wenn ein mächtiger Mann verdrießlich ist, kann man nie sagen, ob man sich seinen Unmut nicht auch persönlich zugezogen hat.

Nicht einmal das Auftragen der Vorspeisen führte dazu, dass sich der Prokonsul entspannte. „Caesar, hebe deine Stimmung mit diesen schmackhaften in Öl eingelegten Sardinen und dieser köstlichen lukanischen Salami“, wagte der arme Mann vorzuschlagen und zeigte auf die Speisen.

„Hm ...“

Der Magistrat fühlte sich verpflichtet, ein Gespräch zu führen. Vielleicht, sagte er sich, sollte er nicht über dies und das reden, sondern direkt die Themen ansprechen, die Caesar auf der Seele brannten ...

Mit Feuereifer ging er ans Werk. Auch war dies eine Möglichkeit, dem Prokonsul zu zeigen, dass er dessen Sichtweise verstand. „Eine beeindruckende Rede, die du heute vor den Legionären gehalten hast, Prokonsul ... Mit Sicherheit von dem großen Unrecht inspiriert, das dir widerfahren ist. Und was für eine Be-

geisterung dir die Soldaten entgegengebracht haben! Noch nie ist die Republik so mit Füßen getreten worden, um einem einzelnen Mann zu schaden! Sie haben die Tribunen ihres Vetorechts beraubt und sogar fast verprügelt! Sie haben einen Senatsbeschluss zur Verteidigung des Staats erlassen, ohne dass der Staat überhaupt bedroht wird! Und dann auch noch dieser Pompeius ... Pompeius, der Neider, der Angst hat, dass du seinen Ruhm in den Schatten stellen könntest! Pompeius, der Undankbare, der zu vergessen vorgibt, wie sehr du ihn bei seiner politischen Karriere unterstützt hast! Pompeius, der Heuchler, der sich zuerst rühmt, die von Sulla abgeschafften Vorrechte der Volkstribunen wieder eingeführt zu haben, und dann mit Waffengewalt ihr Vetorecht aufhebt! Um dir zu schaden, sind sie nicht davor zurückgeschreckt, all die Gesetze der Republik zu brechen und das Kommando über die Provinzen Privatmännern zu übertragen, ohne deren Ernennung vom Volk bestätigen zu lassen!“

Ganz spontan ergriff Antonius das Wort. Schließlich war der Ursprung von alledem sein eigener Bericht über das, was ihm vor wenigen Tagen in Rom zugestoßen war. Ohne seine Augen von den Tänzerinnen zu lösen, rief er: „Donnerwetter! Vielleicht hätten wir dich heute vor den Soldaten reden lassen sollen. Du bist ganz schön überzeugend, mein lieber Dekurio! Man könnte fast meinen, dass du dabei gewesen bist, als sie meinen geschätzten Kollegen Cassius und mich aus dem Senat gejagt haben. Und warum das alles? Weil wir von unserem sakrosankten Vetorecht Gebrauch machen und Einspruch gegen das schändliche Gesetz erheben wollten, das Caesar dazu zwingt, sein Heer innerhalb von vier Monaten zu entlassen, wenn er nicht zu einem Rebellen und einem Staatsfeind erklärt werden möchte! Caesar, ein Staatsfeind! Ein Mann, der in diesen neun Jahren für die Republik mehr getan hat als jeder andere und der Rom zu einem noch nie dagewesenen Ruhm und Reichtum verholfen hat! Und jetzt werden sie in Italien eine Mobilmachung anordnen, um Männer gegen ihn anzuwerben, mit dem Geld aus der Staatskasse, ja mit dem

Geld der Allgemeinheit, zu dessen Vermehrung Caesar selbst beigetragen hat!“

„Bestimmt war die Situation schrecklich für dich ...“, kommentierte der Magistrat, glücklich darüber, einen Gesprächspartner gefunden zu haben. „Und all das, nur weil du Caesar bis zu seiner Kandidatur als Konsul seine Immunität sichern wolltest und lediglich eine bescheidene Verlängerung seines Prokonsulats gefordert hast beziehungsweise verlangt hast, dass auch Pompeius seine Truppen entlässt und auf sein Prokonsulat verzichtet.“

„Und ob die Situation schrecklich für mich war!“, knüpfte Antonius daran an. „Pompeius‘ Soldaten hatten sich schon rings um die Kurie aufgestellt. Was konnten wir da noch tun? Ich habe die Götter als Zeugen angerufen, weil man unser heiliges, unantastbares Amt so missachtet hat, ohne dass wir Tribunen irgendein Sakrileg oder Verbrechen begangen hätten. In der Nacht haben wir uns als Sklaven verkleidet aus dem Staub machen müssen, um der Gefahr zu entgehen, die über unseren unantastbaren Häuptern geschwebt hat! Und du musst wissen, dass der Großteil der Senatoren auf unserer Seite gewesen wäre, wenn man sie nicht eingeschüchtert und unter Druck gesetzt hätte! Jedenfalls habe ich ihnen die Meinung gesagt, bevor ich gegangen bin: Ich habe gesehen, wie diesen alten Heuchlern die Knie geschlottert haben, als ich ihnen mit Beschlagnahmen, Blutbädern, Kriegen und Verbannungen wie zu Zeiten der Proskriptionen unter Sulla gedroht habe!“

Caesars Blick ging noch immer ins Leere. Den spanischen Tänzerinnen gelang es nicht, seine Aufmerksamkeit zu erregen, obwohl sie inzwischen direkt vor seiner Nase ihr Können zur Schau stellten. Er aß geistesabwesend und nahm die Speisen beinahe mechanisch mit den Fingern. Der Prokonsul, den in Rom niemand mehr für einen solchen hielt, schien kein Interesse an der Diskussion zu haben.

„Und so bekommen wir hier in Gallia cisalpina einen derart unfähigen Prokonsul wie Lucius Domitius Ahenobarbus ...“,

meinte der Dekurio, in der Hoffnung, dass der Name von Caesars Nachfolger als Statthalter in den gallischen Provinzen seinen erlauchten Gast wachrütteln würde.

Doch selbst wenn Caesar einen Einwurf beabsichtigt hätte, war Antonius schneller. „Domitius Ahenobarbus steht auf derselben Stufe wie alle Feinde Caesars. Unfähige, frustrierte und neidische Männer, die nie etwas Sinnvolles zustande gebracht haben: Für sie ist jede von Caesars Taten wie eine Beleidigung, ja wie eine Ohrfeige, die ihre eigene Existenz noch erbärmlicher erscheinen lässt. Natürlich hat Pompeius sehr wohl Bemerkenswertes geleistet, trotzdem ist auch er neidisch. Er hat geglaubt, genug getan zu haben, um der Erste in Rom zu sein; und jetzt fürchtet er, von Caesar übertroffen zu werden. Umso mehr, da er seine besten Jahre schon hinter sich hat ...

Alle anderen sind ausgesprochene Leichtgewichte: Pompeius' Schwiegervater Metellus Scipio und Konsul Lucius Cornelius Lentulus Crus werden von Schulden geplagt und sehnen sich nach einer Provinz, um ihre Finanzen wieder in Ordnung zu bringen. Marcus Porcius Cato hat es nicht geschafft, sich vor zwei Jahren zum Konsul wählen zu lassen, und gibt Caesar die Schuld an seinem Scheitern. Cicero ist mittlerweile von der politischen Bühne verschwunden und kann nur mehr große Reden schwingen. Marcus Calpurnius Bibulus ist von Caesar immer in den Schatten gestellt worden, als Zensor und auch als Konsul, und denkt an nichts anderes als Rache. Außerdem können sie sich alle gegenseitig nicht ausstehen: Nur ihr gemeinsamer Hass gegen Caesar hält sie zusammen ... Genau genommen ist dieser ihre einzige Politik: Andere Ideen haben sie keine, weder um den Staat zu reformieren und von all den Übeln zu befreien noch um dem Volk ein würdiges Dasein in dieser Republik zu bieten, die ein Weltreich erobert hat.“

„Sie *wollen* den Staat nicht reformieren“, mischte sich Aulus Hirtius von der nächsten Liege aus ein. „Das derzeit herrschende Chaos bei den Institutionen ist der beste Garant dafür, dass sie nicht zur Rechenschaft gezogen werden. Sie können ihre Privi-

legien nur beibehalten und ihre Raffgier nur ausleben, solange sie keiner kontrolliert und dazu zwingt, gerade Wege zu gehen ...“

„Das Absurde daran ist, dass sie Caesar die gleiche Raffgier zuschreiben, die sie selbst auszeichnet ...“, fügte Scribonius Curio hinzu, „und dass sie diese sogar als Vorwand benutzen, um ihn zu belangen ...“

„Aber wenn sich Caesar nicht manchmal der gleichen Vorgehensweisen bediente wie sie, hätte er nicht die Mittel, sie zu bekämpfen oder sich wenigstens zu verteidigen!“, ereiferte sich Asinius Pollio. „Seine Familie konnte sich nur einer edleren Abstammung rühmen als jede andere. Abgesehen davon hatte sie jedoch kein Geld und verfügte über keine öffentlichen Ämter, um sich zu bereichern. Wie hätte sich Caesar hervortun können, ja wie hätte er den Römern zeigen können, dass er das einzige Gegengift zur korrupten Moral der Aristokratie ist, wenn nicht durch das Unterdrucksetzen seiner Feinde? Große Ziele und Ideale lassen sich nicht durch Worte verwirklichen. Alle können Kritik anbringen, Urteile fällen und Wünsche äußern, wenn sie sich über die Regierenden beklagen. Wenn es allerdings darum geht, sich direkt um das Lösen der Probleme zu kümmern, dann findet sich keiner, der über die Kühnheit und die Kraft verfügt, die Hindernisse mit allen Mitteln zu überwinden. Caesar hingegen verfügt über die Kühnheit und die Kraft, er allein, und sie wissen es. Aus diesem Grund werden sie ihn ihr Leben lang bekämpfen.“

„Stimmt. Das sind keine Männer, mit denen man Kompromisse schließen kann“, meinte Quintus Cassius. „Mit Pompeius können sie sich sehr wohl einen Kompromiss vorstellen, weil es Pompeius nicht so sehr darum geht, die Übel der Republik zu beseitigen, wie darum, sich selbst unersetzlich zu fühlen. Mit Caesar werden sie sich hingegen nie einigen: Er ist eine Bedrohung für ihre Interessen; doch um Anhänger zu gewinnen, stellen sie ihn scheinheilig als Bedrohung für den Staat dar. In Wirklichkeit ist er das Heilmittel für den Staat und keine Bedrohung, außer für diejenigen, die den Ruin der Republik wollen ...“

„Zu unserem Unglück ist es ihnen jetzt gelungen, sogar Titus Labienus davon zu überzeugen, dass Caesar eine Bedrohung für den Staat ist“, betonte Aulus Hirtius. „Egal ob Labienus ein guter Kommandant ist oder nicht, nach seinem Seitenwechsel wird er ihnen all unsere Schwachstellen preisgeben. Leider hat Caesar diesem Verräter bis zuletzt vertraut ...“

„Labienus kann außer als Zuträger von Informationen nicht viel anrichten. Als Oberbefehlshaber würde er uns viel mehr schaden; jedoch schließt Pompeius' Gegenwart im gegnerischen Lager die Möglichkeit aus, dass er der General der feindlichen Koalition werden könnte“, beruhigte ihn Curio.

„Und das beweist wieder einmal, wie beschränkt deine Gegner sind, Caesar.“ Antonius wandte sich an den Prokonsul, der sich aber weiterhin nicht an der Diskussion beteiligte. „Labienus ist ein großartiger Kommandant, so viel steht fest. Ich erinnere mich, wie brilliant er sich vor drei Jahren gegen die Parisier und die Aulerker geschlagen hat. Es war mein erster Feldzug in Gallien, und ich habe von ihm fast genauso viel gelernt wie von dir. Er hat die feindlichen Stellungen umgangen und die Seine in der Nähe von Lutetia⁴ überwunden. Um die Gallier zur Teilung ihrer Armee zu zwingen, hat er ihnen weisgemacht, dass er den Fluss an drei verschiedenen Stellen überquert. In der Schlacht hat er die gegnerische Armee dann mit einem Schwenkmanöver des Flügels besiegt, den er selbst befehligt hat; er hat die Flanke der Gallier angegriffen, die direkt vor meiner Einheit formiert waren. Wäre er nicht gewesen, hätte ich ganz schön in der Klemme gesteckt.“

„Und wenn man dann noch an seine wiederholten Siege gegen die Treverer denkt ...“, fügte Asinius Pollio hinzu. „Caesar hat ihm den Ruhm nie vorenthalten, und in Rom waren Labienus' Taten fast genauso in aller Munde wie jene des Prokonsuls. Was Labienus der feindlichen Koalition zu bieten hat, sind nicht nur Informationen über uns. Es ist sein mitreißendes Beispiel. Am Schlachtfeld ist er ein großartiger Kommandant, und an der

⁴ Paris

Spitze seiner Männer kann er ein richtiges Zugpferd sein und die Schlagkraft einer Armee vervielfachen ...“

„Ach was, er wird überschätzt. Sein Ruf ist nur das Ergebnis der beispiellosen Großzügigkeit, die Caesar schon immer gegenüber seinen Mitstreitern gezeigt hat!“, widersprach Aulus Hirtius, der sich keine Gelegenheit entgehen ließ, seinem Groll gegenüber Labienus Luft zu machen: einem Groll, den er bereits lange vor dem Verrat des Legaten gehegt hatte. „Ihr werdet sehen, dass Labienus ein Schwachmatikus ist, wenn ihm Caesar nicht die richtigen Strategien und Taktiken vorgibt. Pompeius besitzt nicht Caesars Genie. Außerdem ist jener eindeutig im Niedergang begriffen und nicht in der Lage, aus seinen untergebenen Offizieren das Beste herauszuholen ...“

Hirtius' Eifersucht gegenüber Labienus, dem seit jeher bevorzugten Mitstreiter Caesars, war vor etwas weniger als einem Monat endlich besänftigt worden. Die seit geraumer Zeit existierenden Gerüchte, dass der Legat mit Caesars Gegnern in Kontakt stehe, hatten Gestalt angenommen: Tatsächlich war der Legat zu seinem Kommandanten gegangen, zu seinem Patron, ja zu dem Mann, dem er seine Karriere und sein Leben verdankte, hatte ihm all die Ehrungen dieser vielen Jahre vor die Füße geworfen und ihm gesagt, dass er von ihm nichts mehr wissen wolle. Er war nicht einmal davor zurückgeschreckt, seine Undankbarkeit offen zur Schau zu stellen und vor dem ganzen Heer zu erklären, dass er sich von jetzt an als Caesars erbittertster Feind betrachte. Neid, ganz ohne Zweifel: Neid, Frustration und Verdruss über seine Rolle als Untergebener, in die ihn Caesars erdrückende Persönlichkeit gezwängt hatte. Er, Hirtius, hatte es dem Prokonsul stets gesagt, dass man Labienus nicht trauen dürfe: Und jetzt hatten ihm die Ereignisse endlich recht gegeben.

„Es steht eindeutig fest, Caesar“, ergriff Curio das Wort, „dass deine Gegner jetzt aus dem Vollen schöpfen können. Pompeius hat gesagt, dass er nur mit dem Finger schnippen muss, und schon stehen ihm zehn Legionen zur Verfügung. In Capua sind

die beiden Legionen stationiert, die du ihnen für den Krieg gegen die Parther schicken musstest. Auch wenn du Gallien unter deiner Kontrolle hast, verfügst du hier im Süden der Alpen nur über eine einzige Legion, die Dreizehnte. Der Senat hingegen kontrolliert Afrika und dank Pompeius auch die iberischen Provinzen, vor allem aber den ganzen Orient, wo sich all die Klientelstaaten von Pompeius befinden sowie Syrien, das nun von Metellus Scipio regiert wird. Sie beherrschen also nicht nur Italien, sondern auch alles ringsum. Du kannst dich bloß in Gallien verschanzen und dich weigern, es an Domitius Ahenobarbus abzutreten. Und durchhalten. Durchhalten, bis die gegnerische Koalition auseinanderbricht. Denn früher oder später wird sie auseinanderbrechen, darauf kannst du Gift nehmen ...“

„Genau“, stimmte ihm Asinius Pollio zu. „Zum Glück hast du in den neun Jahren deines Prokonsulats die Macht Roms jenseits der Alpen gefestigt, sodass du jetzt die Früchte deiner Arbeit ernten kannst. Nach Jahren der Aufstände kannst du dich endlich auf ein großes Gebiet verlassen, um Geld und Männer zu beschaffen. Es wird für deine Gegner schwer werden, dir Gallien zu entziehen, angesichts deiner acht Legionen jenseits der Alpen, deiner umfassenden Kriegserfahrung und deiner Beziehungen zu den gallischen Anführern ...“

„Wir sollten nicht vergessen, dass auch Labienus in Gallien viel Kriegserfahrung gesammelt hat ...“, wandte Antonius ein. Inzwischen schenkte selbst er den iberischen Tänzerinnen keine Beachtung mehr. Die Diskussion über die großen Fragen des Augenblicks hatte allen Anwesenden jegliches Interesse an Vergnügungen um des Vergnügens willen genommen. Als der Gastgeber dies erkannte, entließ er die Frauen mit einem kurzen Wink.

„Was bleibt uns anderes übrig? Ich sehe keine gangbaren Alternativen“, bemerkte Quintus Cassius. „Entweder du verschanzt dich in Gallien und widersetzt dich Domitius Ahenobarbus, auf die Gefahr hin, dass dir Pompeius' Legionen sowohl aus Spanien als auch aus Massilia⁵ in den Rücken fallen und ihre Überlegen-

heit als Seemacht ausnutzen; oder du beugst dich der Willkür deiner Gegner, übergibst das Heer an Domitius und legst dein Amt als Prokonsul nieder, auf die Gefahr hin – oder vielmehr mit der Gewissheit, würde ich sagen –, dass sie dir als Privatmann den Prozess machen und dir eine Kandidatur als Konsul nicht gestatten.“

„Was für Idioten!“, erwiderte Antonius. „Wenn Cato seine Absicht, dir den Prozess zu machen, nicht in alle Welt hinausposaunt hätte, würden wir uns hier und jetzt nicht wegen der Gefahr sorgen, die schon ein einziger Tag als Privatmann ohne Immunität für dich darstellt, Caesar. Und vielleicht hättest du dich dann sogar bereit erklärt, das Heer zu entlassen und dein Amt als Prokonsul zurückzulegen, auch wenn Pompeius das seinige behält ...“

„Das ist es!“, brüllte Curio. „Dass sie Caesar sein Amt und seine Legionen wegnehmen wollen und Pompeius hingegen die seinigen behalten lassen, ist ein klares Zeichen ihrer bösen Absichten!“

„Es ist ganz offensichtlich: Sie haben ihm seine Statthalter-schaft in Spanien nicht einmal entzogen, als sie ihn zum alleinigen Konsul gewählt haben!“, ergänzte Asinius Pollio. „Sie haben eindeutig vor, ihn zu ihrem Streiter gegen Caesar zu machen. Und Pompeius gibt sich inzwischen dafür her, weil er weiß, dass Caesar der Einzige ist, der an seinem Ruhm kratzen kann!“

„Und mit Labienus auf ihrer Seite werden sie jetzt keine Angst haben, dir entgegenzutreten, nötigenfalls sogar am Schlachtfeld!“, stellte Quintus Cassius klar.

Mittlerweile gab jeder zwischen zwei Bissen seine Meinung ab. Jeder, außer Caesar. Der Prokonsul aß auch nicht, trotz der Köstlichkeiten, die ihm die Sklaven auf den Teller legten: Schweine- und Thunfischsauce, Zicklein mit Bohnen, Hühnchen und Schinken wurden vor seinen Augen nacheinander aufgetischt, ohne dass Caesar die Bemühungen seines Gastgebers würdigte.

„Nun, was wirst du machen, Caesar? Wirst du in Gallien bleiben, dich von ihnen abspalten und ihnen trotzen oder wirst du

dich ihren Forderungen beugen und das Risiko eingehen, als ihr Gefangener zu enden?“, wollte der Dekurio wissen, womit er die Überlegungen von Quintus Cassius wieder aufgriff.

Ganz plötzlich wurde es still. Es war an der Zeit, dass Caesar sprach. Keiner von ihnen war daran gewöhnt, trotz Caesars Anwesenheit seine Stimme nicht zu hören. Denn er war derjenige, der den Ton angab, wenn über Politik geredet wurde. Genau genommen war er derjenige, der den Ton angab, ganz egal worüber geredet wurde. Auch deshalb, weil seine Anwesenheit dazu führte, dass sich jedes Gespräch um ihn drehte. Er war wie ein strahlendes Licht, dessen Schein man sich nicht entziehen konnte.

Seit mindestens fünfzehn Jahren gab es in der römischen Welt kein Gespräch, kein Thema und kein Problem, bei dem man um den Namen Caesar herumgekommen wäre.

Und im jetzigen Fall musste eine Entscheidung getroffen werden. Viele der Anwesenden kannten Caesars Einstellung bereits. Sie wussten, dass er nicht vorhatte, sich zu beugen. Sie wussten, dass er stets Hasard spielte. In den letzten Tagen und Stunden hatten sie mit ihm lange darüber geredet und alle Möglichkeiten erwogen. Dennoch hätten auch seine engsten Vertrauten nicht behaupten können, dass sie sein Wesen von Grund auf kannten, so undurchschaubar blieb er selbst in den Momenten seiner größten Liebenswürdigkeit. Und in diesem Moment war er gar nicht liebenswürdig. Noch dazu wirkte er überhaupt nicht entschlossen. Wer konnte da schon wissen, ob die Sorge darüber, dass ihn die ganze römische Welt herauszufordern schien, seine Pläne nicht geändert hatte? Und ob die Enttäuschung über Labienus' Verrat sowie die voreingenommene Feindseligkeit der Senatoren, der Seitenwechsel von Pompeius, welcher vor wenigen Jahren noch sein Schwiegersohn gewesen war, und der Undank für all das, was er für Rom in diesen neun Jahren in Gallien getan hatte, nicht auch für ihn zu viel gewesen war und ihm die Kraft geraubt hatte?

Manch einer begann es zu fürchten. Antonius konnte nicht die übliche Entschlossenheit in seinen Augen erblicken. Hirtius hatte Angst, dass Labienus' Verrat den Prokonsul niedergeworfen habe. Pollio wiederum, dass dieser die Front der Feinde langsam für zu erdrückend halte. Und der Dekurio hoffte fast, dass Caesar nun gemäßigte Ziele ins Auge fasse: Sonst würde Gallia cisalpina zwischen dem restlichen Gallien und Italien eingekeilt sein und zum Austragungsort des Konflikts werden, wobei keiner der hier lebenden Bewohner und Verwalter etwas zu gewinnen hätte. Außerdem hatte Caesar die Region während seiner Statthalterschaft enorm begünstigt: Es war anzunehmen, dass jemand die Bevölkerung für ihre Privilegien büßen ließe.

Erst nach einer Weile schien sich Caesar bewusst zu werden, dass alle auf seine Antwort warteten. Er starrte nicht mehr länger Löcher in die Luft, wie er es seit Beginn des Abendessens getan hatte, sondern musterte seine Tischgenossen einen nach dem anderen. Er musterte sie mit seinen dunklen, tiefgründigen und durchdringenden Augen, die imstande waren, auch den entschlossensten Gesprächspartner zum Abwenden des Blicks zu zwingen. Nie hatte ihn irgendjemand müde, besorgt oder einfach nur traurig gesehen; nie, in all den neun Jahren in Gallien, nicht einmal in den dramatischsten Momenten. Dabei hatte es viele kritische, sogar aussichtslose Situationen gegeben: bei der Konfrontation mit Ariovists Germanen, im Kampf gegen die Belger, während der Aufstände von Ambiorix, Viridomarus und vor allem Vercingetorix. Trotz des enormen Drucks, unter dem er in jenen Fällen gestanden hatte, war er stets selbstsicher erschienen und hatte es nie verabsäumt, seinen Mitstreitern durch seine entschlossene Haltung Vertrauen einzuflößen.

Doch jetzt musste er auf Labienus' Hilfe verzichten. Sogar seine überzeugtesten Anhänger hatten allen Grund zu fürchten, dass das Fehlen des tapferen, talentierten Legaten – und vor allem dessen Präsenz in den feindlichen Reihen – Caesars Selbstsicherheit beeinträchtigen könnte. Im Endeffekt konnte niemand ab-

streiten, dass Labienus dem Prokonsul einen Haufen Scherereien vom Hals geschafft und ihm in den verfahrensten Situationen aus der Klemme geholfen hatte. Selbst für Hirtius stand fest, dass sie kaum so weit gekommen wären, wenn Labienus nicht auch das geschafft hätte, was Caesar nicht hatte vollbringen können.

Zusammen waren sie unschlagbar gewesen. Jetzt standen sie sich hingegen als Feinde gegenüber. Und das ausgerechnet am Vorabend der größten Herausforderung, bei der es galt zu überleben und zu verhindern, dass der über Jahre hinweg gesammelte Ruhm durch die Verdammung und Tilgung des Andenkens an Caesar verschwände, so wie es seine Gegner planten.

„Ich bin ziemlich müde. Auch fühle ich mich nicht gut. Wenn es euch nichts ausmacht, möchte ich zu Bett gehen.“ Das war alles, was Caesar schließlich sagte, während er sich erhob und dem Gastgeber die Hand gab, der wirklich keine Mühen gescheut hatte, um ihm den Besuch angenehm zu gestalten.

Die meisten rissen entsetzt die Augen auf. Verlegenheit legte sich wie ein schwerer Mantel über den Raum. Nein, das war nicht der Caesar, den sie kannten. Auf einmal schienen die fünfzig Jahre seines intensiven Lebens, die er bis vor Kurzem durch Charme und Charisma hatte kaschieren können, mit aller Macht ihren Tribut zu fordern.

„Wie du wünschst, Caesar. Wenn du dich zur Ruhe begeben möchtest, werde ich dich sicher nicht zurückhalten ...“, erwiderte der Dekurio und begleitete ihn noch zur Schwelle.

Schon war Caesar bei der Tür und verabschiedete sich hastig von seinem Gastgeber, ohne sich überhaupt umzukleiden. Kaum dass sich letzterer wieder zu den anderen Gästen gesellt hatte, winkte der Prokonsul jedoch seinen Adjutanten Aulus Hirtius zu sich.

„Befiehl dem Tribun Hortensius Hortalus, sofort mit zwei Kohorten zum Rubikon zu marschieren. In der Nähe der Brücke vor Ariminum⁶ soll er in Stellung gehen, aber noch ohne etwas zu unternehmen. Dort soll er warten. Alles andere wie vereinbart.“

II

Schließlich schob er die Überlegungen beiseite, stürzte sich seinem Instinkt folgend der Zukunft entgegen und rief, wie man zu sagen pflegt, wenn man sich auf ein gewagtes und schwieriges Unternehmen einlässt: „Die Würfel sind gefallen!“ Mit diesen Worten überquerte er den Fluss und gelangte dann in großer Eile, noch ehe der Tag anbrach, nach Rimini und eroberte die Stadt.⁷

Plutarch, Caesar, 32

ORTWIN WURDE LANGSAM NERVÖS. Ihr Unternehmen stand unter keinem guten Stern; vorausgesetzt natürlich, dass Caesar es wirklich durchziehen wollte. Vor über drei Stunden hatten sie Ravenna hinter sich gelassen, und jetzt waren sie schon seit geraumer Zeit im Blindflug unterwegs. So unmöglich es auch erscheinen mochte, sie hatten sich verirrt.

Sollten die Götter mit Caesars Vorhaben nicht einverstanden sein? Doch waren es nicht stets die Götter gewesen, insbesondere Venus und Fortuna, die den Prokonsul beschützt und ihm zu seinen glorreichen Siegen verholfen hatten? Ortwin war verwirrt. Er wusste genau, was er tat und wohin er seinen Feldherrn begleitete. Jedoch wusste er auch, dass Caesar zum ersten Mal, seit er diesem vor neun Jahren zu dienen begonnen hatte, das zu verletzen vorhatte, was den Römern am heiligsten war.

Als sie aus Ravenna aufgebrochen waren, hatte er ihn besorgt gesehen. So besorgt wie nie zuvor. Heilige Rechte hatte Caesar in der Vergangenheit schon viele verletzt: Allerdings waren es jene der Gallier, der Belger, der Germanen und der Briten gewesen.

⁷ eigene Übersetzung aus dem Italienischen (gilt für alle Zitate von Plutarch),
Original ist griechisch

Diesmal lag die Sache ganz anders: Es ging um die Römer, seine eigenen Landsleute. Vielleicht fürchtete sogar Caesar, der sich immer als Liebling der Götter betrachtet hatte, dass er sich diesmal ihren Zorn zuziehen könnte.

Ortwin blickte seine germanischen Stammesbrüder an. Sie wirkten genauso ratlos wie er. Nie in all diesen Jahren hatten sie in ihrer Treue zu Caesar gewankt. Nie, seit dem Augenblick, als der Prokonsul ihren Anführer Ariovist besiegt und sie in sein eigenes Heer eingegliedert, ja sogar zu seiner Leibwache gemacht hatte. Und das lag nicht nur am hohen Sold, den sie von ihrem Feldherrn erhielten; schnell hatten sie gelernt, ihn zu bewundern, ihn zu achten und ihn für den bestmöglichen Kommandanten zu halten.

Das Vertrauen, das Caesar ihnen einflößen konnte, machte sie auf ihre Aufgabe stolz; und nie hatte Ortwin jemanden über eine etwaige Rückkehr in ihre Heimat, in das Gebiet jenseits des Rheins, in das Land der Sueben reden hören. Niemanden, außer Veleda. Sie wollte sehr wohl nach Germanien zurückkehren.

Veleda. Er hatte sie beim Tross der dreizehnten Legion und den acht Kohorten zurückgelassen, die noch nicht aus Ravenna aufgebrochen waren. Er hatte sich mit der Gewissheit von ihr verabschiedet, sie bald wiederzusehen, schon am nächsten Morgen. Und auch bei dieser Gelegenheit hatte die junge Frau, seine Prinzessin, ihn mit ihrem beharrlichen Entschluss konfrontiert: Nach Ende des Feldzugs in Italien wollte sie zu ihrem eigenen Volk oder vielmehr zu ihrem *gemeinsamen* Volk zurückkehren und die Macht wiedererlangen, über die ihr Vater Ariovist einst verfügt hatte. Mit oder ohne Ortwin.

Abermals hatte sich Ortwin gezwungen gefühlt, seinen eigenen Vorsatz zu betonen: Solange Caesar ihn brauchte, würden sie bleiben. Daraufhin hatte Veleda ihn wieder erinnert, dass er seinerzeit ihrem Vater Ariovist das Wort gegeben habe, sie zu beschützen. Sie hatte ein Anrecht auf den Thron der Sueben, und seine Schuldigkeit war es, ihr zu helfen. Ortwin hatte wie immer erwidert, dass er mittlerweile auch bei Caesar im Wort stehe und

dass die Zeiten in Germanien für ein so riskantes Unternehmen noch nicht reif seien.

Die übliche Geschichte. Stets ging sie gleich aus: Schmollend gingen sie auseinander, nachdem sie sich wie ein altes Ehepaar gezankt hatten, und nahmen dann am nächsten Tag die Diskussion wieder auf, so als ob sie gar nicht anders könnten. Dabei waren sie nicht nur kein Ehepaar, sie hatten auch nie miteinander geschlafen. Ortwin respektierte die Tochter seines früheren Königs viel zu sehr, um ihr mehr als seinen Schutz angedeihen zu lassen; und seine Liebe zu ihr war so groß, dass er die Vorstellung nicht ertrug, vielleicht zurückgewiesen zu werden. Daher wagte er es nicht sie anzufassen und beschränkte sich oft darauf, sie lange aus der Ferne zu betrachten und nicht nur ihre Schönheit, sondern auch ihre Willenskraft zu bewundern, die sie unter Beweis stellte, wenn sie trotz ihres Rangs die schwersten Arbeiten verrichtete – trotz ihrer fehlenden Hand. Jener Hand, die er ihr selbst, ohne sich ihrer Identität bewusst zu sein, vor über einem Jahr abgeschlagen hatte, auf Caesars Befehl, alle Bewohner von Uxellodunum⁸ zu verstümmeln.

Tausende Male hatte er diese Begebenheit von Neuem durchlebt. Veleda war mitten unter den Verteidigern der Stadt gelandet, nur weil ein Gallier sie verschleppt, zu der Seinigen gemacht und dorthin gebracht hatte. Ortwin hatte von früh bis spät Hände abgehackt und bei Veleda nicht rechtzeitig innehalten können. Wiederholt hatte er sich für seine Tat verflucht, und noch immer kämpfte er dagegen an, unter dem Schuldgefühl zusammenzubrechen. Das Wissen, dass er es beim besten Willen nicht hatte verhindern können, ja dass er sie unmöglich hatte erkennen können, bevor sein Schwert auf ihr Handgelenk niederfuhr, trug nicht dazu bei, dass er sich besser fühlte. Die Wahrheit war nämlich, dass er geschworen hatte, sie zu beschützen, und dass er ihr stattdessen nichts als Probleme bereitet hatte.

Gleich nachdem er in die Dienste des Prokonsuls getreten war, hatte er sie aus den Augen verloren und nicht davor bewahren können, dass der Sohn von Caesars bestem Feldherrn, der Sohn

⁸ Stadt an der Dordogne, in Gallien

von Labienus, ihr wehtat. Dann hatte er sie wiedergefunden, aber nur um sie in die Stadt Lutetia zu schicken, wo sie einem anderen Mann in die Hände gefallen war, der nichts Besseres mit ihr anzufangen gewusst hatte, als sie mit Gewalt zu nehmen. Ortwin hatte sie abermals wiedergefunden und ihr eine Hand abgeschlagen. Am Ende war alles, was er ihr als Entschädigung für die vielen bitteren Erfahrungen hatte bieten können, an denen auch er die Schuld trug, ein Platz als Dienstmagd bei Caesars germanischer Leibwache gewesen.

Er hätte ihr die Rolle zurückgeben wollen, die ihr aufgrund ihrer Abstammung zustand, und hätte sich so sicher sein wollen wie sie, dass dieses Ziel noch immer erreichbar war. Doch ehrlich gesagt glaubte er nicht daran: Nach Germanien zurückzukehren und auf ein Königreich Anspruch zu erheben war nichts anderes als ein Traum; und sein Versprechen, sie eines Tages zu begleiten, war nichts anderes als eine barmherzige Lüge gegenüber der Frau, die er liebte.

„Wenn wir nicht vor Sonnenaufgang den Rubikon erreichen, platzt der ganze Plan.“ Aulus Hirtius, Caesars Adjutant, hatte sich ihm genähert und erinnerte ihn wieder an seine unmittelbare Pflicht.

„Diese Umwege auf Caesars Geheiß, noch dazu in der Dunkelheit, um den Bewohnern von Ravenna unsere Marschrichtung nach Süden zu verheimlichen, haben uns die Orientierung verlieren lassen. Es ist stockfinster, man sieht nichts, und wir können uns nicht einmal an den Sternen orientieren ...“, erwiderte der Germane.

„Wir müssen jemanden finden, der uns den Weg zur Grenze zeigt“, gab Hirtius schroff zurück.

Ortwin deutete nach vorn. „Dort kann man die Umrissse von ein paar Häusern erahnen ...“

„Gut. Nimm zwei Krieger und geh ins nächstbeste hinein! Wenn du dort einen Mann antriffst, zwing ihn, uns als Führer zu dienen. Wenn nicht im Guten, dann im Bösen.“

„Caesar hat gesagt, dass wir die Bevölkerung in keiner Weise bedrängen sollen. Man könnte demjenigen Geld geben ...“

„Für solche Bauerntölpel haben wir kein Geld übrig. Allenfalls brauchen wir es für die Leute, die etwas zählen. Wenn er Frau und Kind hat, dann bedroh sie und nimm sie als Geiseln, aber *be-eil dich!*“

Ortwin war schon seit einer ganzen Weile der Meinung, dass Aulus Hirtius nicht das Zeug dazu hatte, einer von Caesars wichtigsten Mitstreitern zu sein. Bis jetzt hatte er ihn noch nie kämpfen sehen, was für einen Krieger wie ihn schon Grund genug war, um von Hirtius nichts zu halten. Außerdem schien dieser unfähig zu sein, irgendetwas von der Größe des Mannes anzunehmen, dem er seit einem Jahrzehnt diente. Auch hatte er den Verdacht, dass der Adjutant beim Bruch zwischen Caesar und Titus Labienus seine Finger im Spiel gehabt hatte. Labienus, ja der war wirklich ein Krieger mit großen Fähigkeiten und ein Mann von Format.

Jedenfalls wusste Ortwin, dass Hirtius es verstand, an Informationen zu gelangen und Berichte zu verfassen; und Caesar setzte ihn vor allem dafür ein. Das Problem war lediglich, dass der Adjutant seine Position gern ausnutzte und seine Befugnisse überschritt. Umso mehr Caesars Verpflichtungen drängten, desto öfter sah man Hirtius wichtige Aufträge erteilen, um die sich der Prokonsul früher selbst gekümmert hätte.

Einen Moment lang drehte sich Ortwin zum Wagen um, in dem Caesar reiste. Er selbst hatte ihm diesen in der Nähe einer Mühle beschafft, zwei Ochsen angespannt und den Prokonsul kurz nach dem Abendessen unerkannt aus Ravenna herausgebracht. Dann wandte er seinen Blick wieder nach vorn, vermied es jedoch bewusst, Aulus Hirtius anzusehen. Er hatte keine andere Wahl, als zu gehorchen. Wenn er den Adjutanten übergang und direkt mit Caesar redete, fände Hirtius bestimmt eine Möglichkeit, ihn dafür büßen zu lassen.

Er gab zweien seiner Männer das Zeichen, ihm zu folgen, und machte sich im leichten Trab auf den Weg zur Ansammlung aus

einfachen Hütten. Als er sich näherte, nahm das winzige Dorf nach und nach Gestalt an.

Es schienen Behausungen armer Menschen zu sein. Sie unterschieden sich nicht allzu sehr von den hölzernen, mit Lehm verschmierten und zum Schutz gegen die Kälte mit Kuhmist verputzten Hütten, die Ortwin aus seiner Heimat kannte. Sie wurden von Bauern bewohnt, so viel stand fest. Bauern, die von irgendeinem Herrn aus der Umgebung abhängig waren, Pächter, die im Sommer den Boden für ihn bestellten. Besser so: Ohne ein Herrenhaus in unmittelbarer Nähe würden sie weniger Aufsehen erregen.

Er erreichte den Eingang der ersten Kate und stieg vom Pferd, in dieser beißenden Kälte, die sein Gesicht in eine Wolke aus feuchter Atemluft hüllte. Seine beiden Untergebenen folgten schweigend seinem Beispiel.

Energisch klopfte er an die Tür. Er erhielt keine Antwort. Also klopfte er abermals. Gerade wollte er ein drittes Mal klopfen, als er jemanden auf der anderen Seite der Wand herumhantieren hörte. Die Tür ging auf, und im Eingang erschien ein in Tierfelle gehüllter Mann mit zerzaustem Haar, ungepflegtem Bart und einem Gesichtsausdruck, in dem sich Befremden und Furcht widerspiegelten.

„Wer seid ihr? Was wollt ihr?“, fragte der Mann mit belegter Stimme.

Kurzerhand stieß ihn Ortwin beiseite und betrat die Kate. Er sah sich um. Schon folgten ihm seine beiden Gefährten; ihr Eindringen brachte den Bauern davon ab, weitere Fragen zu stellen. Der Germane erblickte drei Frauen, die sich gerade von ihren Lagern erhoben hatten. Das genügte ihm.

„Wir brauchen jemanden, der uns auf der Höhe von Ariminum zum Rubikon führt. Zieh dich an! Eine deiner beiden Töchter kommt mit, damit du sicher das tust, was wir von dir verlangen“, befahl er.

Der Mann drehte sich zu den Frauen um, die sich entsetzte Blicke zuwarfen. Dann nickte er Ortwin zu, gürtete sich die Tunika

um und zog sich einen Lederwams über. Der Germane zeigte auf eines der beiden Mädchen, worauf dieses kurz fragend und verängstigt zur Mutter blickte. Die Frau bedeutete ihrer Tochter, den Forderungen des Fremden Folge zu leisten, und half ihr beim Ankleiden. Schließlich verließ die Gruppe die Hütte. Ortwin nahm den Bauern zu sich aufs Pferd; einer seiner Männer schnappte sich das Mädchen, das nicht älter als fünfzehn sein konnte und das vor Entsetzen stumm war. Mitten in der Nacht aufgeweckt und von einem grimmigen Barbaren verschleppt zu werden, war bestimmt keine angenehme Erfahrung, dachte sich Ortwin. Wenn es nach ihm gegangen wäre, hätte er sie dem Mädchen erspart; doch Aulus Hirtius hatte es so gewollt.

Sie gelangten wieder zur kleinen Eskorte, die Caesars Wagen vorausritt. Ortwin sah, dass der Prokonsul ausgestiegen war.

„Habt ihr jemanden gefunden, der uns den Weg zeigen kann?“, erkundigte sich Caesar und kam ihnen entgegen.

„Dieser Mann wird uns zum Rubikon bringen“, antwortete Ortwin, wobei er auf den Bauern hinter sich deutete.

„Und das Mädchen?“

„Man könnte sagen, dass ... sie als Überzeugungsmittel dient“, versuchte Ortwin, sich zu rechtfertigen.

„Ausgeschlossen! Caesar hat es nicht nötig, jemanden zu zwingen. Meine Rechte verteidige ich innerhalb des Rechts, solange es möglich ist.“ Caesar kehrte zum Wagen zurück, wühlte darin herum und brachte einen kleinen Beutel zum Vorschein. Dann ging er wieder auf Ortwins Pferd zu und wandte sich an den Bauern.

„Guter Mann, ich bin Gaius Julius Caesar, der Prokonsul dieser Provinz und dein Statthalter. Ich benötige deine Hilfe. Ich muss so schnell wie möglich den Rubikon erreichen und hoffe, dass du mich dorthin führen kannst. Dieses Geld ist für dich“, fügte er hinzu und streckte ihm den aus dem Wagen geholten Beutel entgegen. „Nimm es schon jetzt, denn ich vertraue den Menschen, für die ich fast ein Jahrzehnt lang verantwortlich gewesen bin

und die ich mit Privilegien und Rechten belohnt habe, wie sie vor meiner Amtszeit nur den Bewohnern Italiens zugestanden haben. Es versteht sich von selbst, dass deine Tochter sofort wieder nach Hause gehen darf. Auch werden wir dafür sorgen, dass du ein Pferd erhältst, mit dem du nach Erfüllung deines Auftrags sogleich zu deiner Familie zurückkehren kannst.“

Der Mann wirkte verwirrt. Dann griff er jedoch voller Gier schnell nach dem Beutel und erwiderte: „Caesar, ich bin stolz, dass ich meinem Statthalter helfen kann.“

„Ich bitte dich, das Ungestüm meiner Männer zu entschuldigen. Als Krieger sind sie mehr an das Schlachtfeld als an das zivile Leben gewöhnt und machen manchmal nicht viel Federlesen“, kommentierte Caesar und gab dem anderen Germanen ein Zeichen, das Mädchen zurückzubringen. Damit betrachtete er die Angelegenheit als erledigt und stieg wieder in den Wagen.

Ortwin warf Aulus Hirtius einen vernichtenden Blick zu, worauf der Adjutant die Augen abwandte.

Es fehlte noch eine Stunde bis Sonnenaufgang. Der Rubikon floss friedlich vor Caesar dahin, nachdem sich dieser endlich mit den etwa tausend Soldaten und seinen engsten Mitstreitern vereint hatte, die er unter dem Kommando von Hortensius Hortalus vorausgeschickt hatte. Soeben hatte er den Bauern entlassen, der sie auf solch verschlungenen Pfaden hergeführt hatte, dass Caesar gezwungen gewesen war, aus dem Wagen zu steigen und den Weg zu Fuß fortzusetzen.

Er blickte sich um. Am Ufer des kleinen Flusses sah er die Silhouetten der frierenden Legionäre, die ununterbrochen herumhüpfen, um sich warm zu halten. Neben sich seine treuesten Gefolgsmänner mit skeptischen Gesichtern. Gleich dahinter seine germanische Leibwache, deren unergründliche Mienen keine Gefühle erkennen ließen.

Sie waren für ihn hier, jeder Einzelne von ihnen. Weil sie beschlossenen hatten, ihn zu unterstützen, manch einer aus Überzeu-

gung, manch einer aus Ergebenheit, manch einer aus Dankbarkeit und manch einer auch nur aus Profitgründen. Doch in was zog er sie da eigentlich hinein?

Er versuchte, die Stärke seiner Männer einzuschätzen. Auf die germanische Leibwache konnte er sich immer verlassen. Was er ihnen auch befehlen mochte, sie führten es aus und stellten keine Fragen, weder ihm noch sich selbst. Sie wollten einen würdigen Anführer, dem sie dienen konnten; und in ihm hatten sie einen solchen gefunden. Das genügte ihnen.

Die dreizehnte Legion war eine der erfahrensten. Es waren fast lauter Veteranen mit mindestens acht Jahren Militärdienst im Gepäck. Er hatte sie an einer Unmenge von Fronten und gegen Feinde aller Arten eingesetzt, und das stets mit Erfolg: gegen die Belger, gegen die Veneter und beim Aufstand von Vercingetorix; er hatte sie sogar nach Britannien geführt. Bald müssten auch die anderen acht Kohorten zu ihnen stoßen, womit seine Truppen eine Stärke von ungefähr fünftausend Mann erreichen würden.

Und dann waren da auch noch seine Freunde. Nein, sie Freunde zu nennen, war zu viel gesagt. Caesar hatte keine Freunde. Freunde verstehen einander, und niemand konnte Caesar verstehen. Er hatte Gefährten und Mitstreiter, die sich bemühten, ihn zu unterstützen, weil sie ihn bewunderten, ja sogar verehrten, aber Freunde hatte er keine. Nun musterte er sie einen nach dem anderen.

Aulus Hirtius war derjenige, der am engsten mit ihm zusammenarbeitete. Der Adjutant hatte nicht zu unterschätzende Analysefähigkeiten und konnte an Informationen gelangen, sie abwägen und die Zusammenhänge genauso schnell erkennen wie sein Kommandant. Und er verstand es zu schreiben, eine Gabe, die für jemanden wie Caesar äußerst wichtig war, da er auch durch Aufzeichnungen dafür sorgen wollte, dass sich die Nachwelt an ihn erinnerte. Wenngleich sich der Prokonsul oft gefragt hatte, ob Hirtius auch kämpfen und kommandieren konnte, hatte er beschlossen, der Sache nicht weiter nachzugehen. Der Mann war

ihm als Analytiker viel zu nützlich, als dass er dessen Leben in der Schlacht aufs Spiel setzen wollte; und der Adjutant drängte auch nicht allzu sehr darauf, auf die Probe gestellt zu werden. Natürlich war er keine großartige Gesellschaft. Durch seine oft griesgrämige Stimmung und seinen fehlenden Sinn für Humor war er auch bei den Kameraden nicht beliebt. Doch Caesar brauchte keine Gesellschaft, sondern leistungsfähige Mitstreiter. Oft musste er an die große Schwachstelle vieler mächtiger Männer denken, die sich lieber mit lustigen Gesellen umgaben, ja mit Saufkumpanen, statt mit tatkräftigen Leuten.

Was Aulus Hirtius nicht war, das war hingegen Marcus Antonius. Obwohl er nicht besonders scharfsinnig war, konnte er durch seine leutselige Art die Zuneigung und Unterstützung eines jeden gewinnen. Außerdem war er der geborene Krieger. Vielleicht würde er nie ein großer Feldherr werden: Er war zu launisch, zu faul und zu vergnügungssüchtig, um genug Disziplin und Ehrgeiz für das Führen großer Armeen aufzubringen, und zu unkonzentriert und wankelmütig, um große taktische und strategische Pläne zu ersinnen. Aber das Kämpfen lag ihm im Blut, und in der Schlacht konnte er mit seiner Tapferkeit die anderen mitreißen, so wie sonst nur Labienus.

Scribonius Curio hingegen verstand sich nicht aufs Kämpfen. Wie Antonius war allerdings auch er in der Lage, mit seiner beeindruckenden Redekunst und seinem Charme die Massen für sich einzunehmen. Mindestens ebenso wenig wie Antonius war er die Art von Mann, der man große Verantwortung übertragen konnte; jedoch betrachtete er alles als Herausforderung und setzte sich mit Leib und Seele dafür ein. Für Caesar war es eine gute Investition gewesen, dessen hohe Schulden zu begleichen: Im vorigen Jahr war es Curio als Volkstribun gelungen, die caesarfeindliche Politik des Senats lahmzulegen, ohne dabei den Eindruck zu erwecken, ein Anhänger des Prokonsuls zu sein.

Quintus Cassius Longinus hatte keine besonderen Qualitäten und war noch dazu gierig. Doch genau seine Gier war der beste

Garant für seine Treue: In Caesar sah er einen Mann, der ihn mit Ehrungen und Geld überschütten konnte, und so hatte er sich dessen Sache bedingungslos verschrieben. Als Volkstribun hatte er die Komödie mitgespielt und zusammen mit Antonius versucht, den Prokonsul als Opfer der Machenschaften seiner politischen Gegner darzustellen.

Asinius Pollio war von Caesars wenigen Begleitern in diesen entscheidenden Tagen der Mann, den er am ehesten als Freund betrachten konnte. Nicht dass er sich ihm deshalb anvertraut hätte, natürlich nicht, er vertraute sich niemandem an, abgesehen von ganz seltenen Anlässen, und selbst dann gewährte er nur sparsame, kontrollierte Einblicke in sein Inneres. Jedenfalls war Pollio ausgeglichen und intelligent und brachte Caesar aufrichtige Zuneigung entgegen. Außerdem hatte auch er, so wie Hirtius, ein schriftstellerisches Talent, wenngleich sich seine Pläne um das Verfassen eines großen historischen Werks drehten. Und er, Caesar, hatte kein Interesse an einem großen historischen Werk. Was er brauchte, war ein Werk über seine eigenen Taten, also naturgemäß ein historisches Werk, aber eines, in dem sich alles um ihn drehte.

Caesar blickte sie noch einmal an. Sie waren alle für ihn hier. Für die Verteidigung seiner Rechte, ja für seine Ambitionen setzten sie ihren Ruf, ihre Karriere, vielleicht sogar ihr Leben aufs Spiel. Den heiligen Boden Italiens mit Waffen und ohne die Genehmigung des Senats und des römischen Volks zu betreten war eine Tat, die seinen Verleumdern und auch den ihm noch Wohlgesinnten mehr als bloß einen Vorwand bieten würde, ihn als Bedrohung für die Republik zu betrachten.

Ihm war bewusst, dass er kurz davorstand, ein Sakrileg zu begehen. Ebenso deutlich war ihm allerdings bewusst, dass die einzige Alternative dazu der Verzicht auf all das war, wofür er jahrzehntelang mit allen Mitteln gekämpft hatte: eine feige Wahl, die ihn nicht nur seine Karriere kosten würde, sondern auch seine Achtung vor sich selbst und möglicherweise sogar sein Leben.

Einen goldenen Mittelweg gab es nicht: Sakrileg oder Feigheit.

Dazu zwangen ihn die Engstirnigkeit und der Neid seiner Gegner. Für das eigene Überleben musste er all das verletzen, was er hätte verteidigen wollen, oder eine Karriere in den Wind schreiben, für die er bisher noch nicht die verdiente Anerkennung erhalten hatte. Nicht einmal einen Triumphzug hatte man ihm gewährt, in all den siegreichen und ruhmreichen Jahren in Gallien, Britannien, Germanien und Spanien; nicht einmal einen Triumphzug, obwohl er für Rom ein riesiges Gebiet erobert hatte, das sogar noch größer war als jenes von Pompeius; nicht einmal einen Triumphzug, obwohl er kriegerrische und tapfere Völker wie die Gallier, die Belger, die Germanen und die Briten auf dem Schlachtfeld besiegt hatte. Und dabei hatten schon Männer für bessere Scharmützel Triumphzüge gefeiert, ohne den Ruhm und die Macht Roms auch nur im Geringsten vergrößert zu haben!

Er hätte sich gewünscht, dass diese ganze Sippschaft, ja dass Cato, Pompeius, Metellus Scipio, Bibulus, Lentulus und all die anderen, die sich von ihrem Groll hatten leiten lassen, mit ihm zusammenarbeiteten und den Staat reformierten: einen Staat, in dem die Gesellschaft, die Politik und die Gepflogenheiten in jeder Hinsicht verkommen waren; eine Stadt, die Ewige Stadt, in der man sich kaum noch angstfrei bewegen konnte, weil man fürchten musste, Opfer eines Überfalls zu werden oder mitten in einen Bandenkrieg hineinzugeraten; eine Politik, bei der die Ämter nicht aufgrund von Verdiensten, sondern aufgrund der Höhe der Bestechungsgelder vergeben wurden; ein Imperium, in dem raffgierige Statthalter die Verwaltung innehatten und ihre Provinzen als reine Melkkühe betrachteten; eine Republik, die ständig durch Bürgerkriege erschüttert wurde ...

Durch Bürgerkriege, leider. Und er würde gleich einen weiteren heraufbeschwören. Wissentlich. Willentlich. Absichtlich. Wie Marius. Wie Sulla. Wie Lepidus. Zu viele Hindernisse mussten überwunden und beseitigt werden, um den Staat zu reformieren. Cato und seine Meute widersetzten sich voll Starrsinn jeder Veränderung und verdamnten nicht nur Caesar und andere Männer

mit edlen Absichten, sondern auch das Imperium selbst dazu, in Vergessenheit zu geraten, da es ohne neue Lebenskraft und ohne effizientere Institutionen einem vorzeitigen Niedergang geweiht war.

Ja, er hätte mit ihnen zusammenarbeiten wollen, um den Staat zu reformieren; doch das würden sie niemals zulassen. Eine Weile hatte er gehofft, dass ihn Pompeius unterstützen könnte, ohne auf die Ermahnungen der erkonservativen Aristokraten zu hören. Aber der Tod seiner Tochter Julia, die er diesem zur Frau gegeben hatte, und auch der Neid hatten seinen Verbündeten den niederträchtigsten Reaktionären in die Arme getrieben. Und jetzt war Caesar gezwungen, auch Pompeius die Stirn zu bieten.

Der Widerstand war zu groß und die Front zu erdrückend, um Kompromisse zu schließen. Die Gegner mussten alle aus dem Weg geräumt werden. Für das Wohl Roms. Jeder Kompromiss wäre nur von vorübergehender Dauer und würde im Laufe der Zeit allen Römern weiteres Unheil, weitere Kriege und weiteres Leid bringen. Caesars Überleben war gleichzeitig auch Roms Überleben. Sein Sieg war gleichzeitig auch Roms Sieg. Deshalb tat er es. Deshalb, alle anderen Überlegungen waren daneben zweitrangig.

Er fragte sich, ob ihm seine Weggefährten aus demselben Grund gefolgt waren; ob auch sie Caesars Schicksal mit Roms Schicksal gleichsetzten und erkannten, dass letzteres von ersterem abhing. Mit Sicherheit jagte ihnen das, was ihnen bevorstand, mehr Angst ein als ihm. Schon bald gäbe es kein Zurück mehr: ein Strudel aus Unverständnis und sogar aus gegenseitigem Hass, der sich immer schneller drehen würde, bis eines der beiden verfeindeten Lager verschlungen wäre, so wie noch bei jedem Bürgerkrieg.

Caesar wusste genau, worauf er sich einließ. Er wusste es viel genauer und viel sicherer als seine Gegner, die sich mit unzähligen Zweifeln herumschlagen mussten und sich dem Wunschdenken hingaben, dass er nicht über die Mittel, den Mut und die Entschlossenheit verfügte, die Sache bis zum Ende durchzuziehen. Gerade

das war jedoch sein Vorteil: Im Gegensatz zu allen anderen wusste er, dass er die Sache durchziehen wollte, und zwar bis zum Ende. Er hatte alles vorbereitet, um wirklich jedes Hindernis aus dem Weg zu räumen. Und er war bereit, alles zu riskieren, ja alles aufs Spiel zu setzen, damit es ihm auch tatsächlich gelang. Jahrelang hatte er Pläne geschmiedet; die anderen nicht. Die anderen begnügten sich damit zu improvisieren, zu vermuten, zu spekulieren und zu hoffen. Na also, ein weiterer Vorteil. Und kein unbedeutender.

Allerdings wussten seine Männer das nicht. Sie wussten nicht, dass er jedes Detail vorausgeplant hatte. *Jedes Detail*. Manch einer könnte Bedenken hegen. Manch einer könnte ihn für allzu skrupellos halten. Daher ging Caesar in Erwartung des Sonnenaufgangs auf und ab und gab sich den Anschein, alle Möglichkeiten abzuwägen, fast so, als ob auch er, genau wie seine Gegner, vom Drama eingeschüchtert wäre, in dem er die Hauptrolle spielen sollte; fast so, als ob er Alternativen zu den radikalen Lösungen suchen wollte.

In Wirklichkeit wusste er genau, dass die radikalen Lösungen die einzig durchführbaren waren.

Es war nicht seine Absicht, unsicher zu wirken. Er hatte nie einen solchen Eindruck erweckt und wusste genau, dass sich ein guter Kommandant immer selbstsicher zeigen musste. Ihm ging es darum, sich *menschlich* zu zeigen. Zu Recht beunruhigt wegen der ungeheuren Tragweite seines Unterfangens.

Schon bald würde die Sonne aufgehen. Es war an der Zeit zu reden.

„Pollio, glaubst du, dass es Wahnsinn ist?“, fragte er so laut, dass ihn die anderen Mitstreiter in seiner Nähe ebenfalls hören konnten.

„Rein strategisch betrachtet könnte es so mancher natürlich annehmen.“ Pollio war immer aufrichtig. Auch deshalb war er derjenige von Caesars engsten Vertrauten, der am meisten einem Freund glich. „Im Augenblick haben wir nur zwei Kohorten. Bald werden wir zehn haben. Ich kann mich an keinen Versuch eines

Staatsstreichs mit derart begrenzten Mitteln erinnern. Bedenke, dass wir es mit der ganzen Republik und einem so großen Feldherrn wie Pompeius zu tun haben.“

„Außerdem werden sie ihm die größtmöglichen Befugnisse einräumen“, fügte Quintus Cassius hinzu.

„In Gallien hast du nicht weniger als acht Legionen. Wir hätten nicht viel Zeit verloren, wenn wir auf ein paar von ihnen gewartet hätten“, erwiderte Curio.

„Wir brauchen momentan keine weiteren Einheiten! Das sind doch alles Feiglinge!“, brüllte Antonius. „Sie werden Fersengeld geben, sobald wir kommen. Umso früher, desto besser!“

Der Zweifel nagte also an ihnen. Nur Antonius setzte sich mit ganzem Herzen für die Idee eines Überraschungsangriffs ein. Und das nicht aus strategischen Gründen, sondern wegen seiner impulsiven Art.

Dabei stand hinter diesem scheinbaren Irrsinn eine rein strategische Überlegung. Caesar versuchte, es allen zu erklären: „Ich kann aus Gallien auf keinen Fall alle Truppen abziehen. Denkt daran, dass Pompeius in Spanien über zahlreiche Legionen verfügt und die Situation leicht ausnutzen könnte. In Italien hingegen verfügt er trotz seiner Behauptungen über keine Legionen. Zumindest in dieser Hinsicht haben meine Gegner die Gesetze respektieren müssen. Als Prokonsul darf Pompeius in Italien keine Streitkräfte haben. Natürlich stehen ihm die zwei Legionen zur Verfügung, die ich dem Senat nach Crassus' Niederlage für den Krieg gegen die Parther geschickt habe; doch dann, mein lieber Quintus Cassius, hat die gute Arbeit deines Vetters Gaius Cassius Longinus in Syrien es überflüssig gemacht, sie an die parthische Front zu senden; meine Feinde haben dies ausgenutzt und die Legionen bei sich behalten. Sie sind in Capua stationiert, aber Pompeius weiß nicht recht, ob er Männern vertrauen kann, die so lange für mich gekämpft haben.“

„Allerdings verfügt Pompeius im Orient über endlose Mittel. Durch seine Eroberungen hat er sich dort ein dichtes Netz von

Klienten aufgebaut. Und sogar in Afrika kann er auf Männer für seine Streitkräfte zurückgreifen ...“, wandte Pollio ein.

„Gewiss. Jedoch lässt sich diese Partie nicht mit der Größe der Streitkräfte, sondern mit Schnelligkeit gewinnen“, entgegnete Caesar. „Für das Ausheben von Truppen im Orient braucht Pompeius Zeit. Viel Zeit. Er hat es nicht für nötig gehalten, seine Veteranen einzuberufen, weil er nicht davon ausgeht, dass ich kurz vor dem Winter und mit einer einzigen Legion südlich der Alpen etwas unternehmen werde, ohne auf Verstärkung aus Gallien zu warten. Seine Veteranen sind größtenteils weit von ihm entfernt; daher hat er einem plötzlichen Angriff nichts entgegenzusetzen, außer die Rekruten von der Mobilmachung durch den Senatsbeschluss. Rekruten, die nicht einmal dem Ansturm einer einzigen Manipel der dreizehnten Legion standhalten würden, wie ich gar nicht erst betonen muss. Pompeius weiß es, und das ist unser Vorteil. Mit einer derart dürftigen Streitmacht wird er einer Schlacht aus dem Weg gehen; er wird diskutieren, zurückweichen, aber nicht kämpfen. Und inzwischen werden wir fast ohne Blutvergießen Italien einnehmen. Pompeius hat anderswo zu viel Rückhalt, um hier und jetzt, auf italienischem Boden, alles auf eine Karte zu setzen ...“

„Doch was ist eigentlich mit Italien selbst? Mit der Bevölkerung nördlich von Rom, in Picenum, in Etruria ... Sie könnte sich uns entgegenstellen und unseren Marsch nach Rom verlangsamen, bis wir beim Apennin endgültig nicht mehr vom Fleck kommen ...“, beharrte Pollio.

„Aus gutem Grund bin ich überzeugt, dass das nicht eintreten wird. In den letzten Jahren habe ich dafür gesorgt, mit geeigneten Geschenken die Dekurionen und die Magistrate der Städte zwischen Gallia cisalpina und Rom auf meine Seite zu ziehen. Dank ihrer ständigen Propaganda über meine Taten ist mir die Bevölkerung dort freundlich gesinnt. Sie werden mir voll Begeisterung die Tore öffnen. Auch weil sie einen Bürgerkrieg fürchten und weil am allerwenigsten die Zivilisten den Vormarsch jenes Mannes behindern werden, der ihren Städten zu Wohlstand ver-

holfen hat. Das wird zusätzlich zu unserem geplanten Blitzangriff meine Gegner, diese Clique aus Opportunisten, die von der Republik Besitz ergriffen hat, zur Verzweiflung treiben.“

„Selbst wenn es uns gelingt, Italien an uns zu reißen, werden wir umzingelt sein“, gab Curio zu bedenken. „Pompeius kontrolliert Spanien, Afrika und den Orient. Er muss nur die Verbindungswege und Nachschublinien abschneiden, um eine Hungersnot auszulösen. Und dann wird die Bevölkerung ihren Groll an dir auslassen ...“

Diesmal antwortete Aulus Hirtius für Caesar: „Das ist möglich, jedoch wird es nicht so lange andauern, dass Pompeius die Oberhand gewinnen kann. Pompeius glaubt, dass die Zeit für ihn arbeitet, wird sich aber bald seines Irrtums bewusst werden. Cato und Konsorten werden ihn den Krieg nicht nach seinen Regeln führen lassen; jeder wird ein Wörtchen mitreden wollen, sie werden streiten, sich überwerfen und einen Fehler nach dem anderen begehen. Im Unterschied zu uns, die wir eine einheitliche Führung und eine klare Hierarchie haben.“

„Genau“, stimmte ihm Caesar zu. „Mit Pompeius würde ich auch ohne Startvorteil fertigwerden; doch jetzt, mit diesem Klotz am Bein, ist er ein allzu leicht zu besiegender Gegner ...“

„Wenn du nicht als Angreifer der Republik erscheinen möchtest, sondern als Prokonsul, der seine Rechte geltend macht“, wusste Pollio noch immer einzuwenden, „musst du trotzdem den Anschein erwecken, dass du mit allen Mitteln nach einer Einigung suchst. Ja, du solltest nie aufhören, danach zu streben.“

„Genau das habe ich auch vor. Und vielleicht würde Pompeius seinerseits in einen Kompromiss einwilligen, um Schlimmeres zu verhindern. Allerdings ist er mittlerweile ein Spielball in den Händen seiner neuen Freunde; und vor allem Labienus' Seitenwechsel wird sie überzeugt haben, dass ich geschwächt bin, nur blaffe und nicht die Kraft habe, mein Recht zu behaupten.“

„Dann macht es dir also keine Sorgen, dass Labienus zu ihnen übergelaufen ist?“, fragte Curio.

„Nein, ganz im Gegenteil. Es kann im Grunde sogar ein Vorteil sein. Meine Feinde wännen sich dadurch in Sicherheit ...“

Aulus Hirtius war über diese Ansichtsweise verärgert. Er hatte die Hoffnung nicht aufgegeben, dass Caesar den Legaten für seinen Verrat hasste. Dennoch schwieg er.

Dafür ergriff Antonius das Wort, der sich als Vetter des Oberbefehlshabers gewisse Freiheiten erlauben durfte: „Aber Labienus ist der Inbegriff eines Kommandanten. Was Pompeius nicht schafft, könnte er schaffen ... so wie es auch bei dir war.“

„Nein, sie sind nicht intelligent genug und werden ihm nicht die Möglichkeit dazu geben ...“, beendete Caesar das Gespräch und richtete seinen Blick plötzlich zum Himmel. Ein zarter heller Schein begann das Dunkel der Nacht zu verdrängen. „Es ist so weit. Die Würfel sind gefallen!“, brüllte er.

Dann schwang er sich aufs Pferd und gab seiner germanischen Leibwache das Zeichen, ihm zu folgen. Er ritt zu den beiden formierten Kohorten am Ufer des Rubikon und rief den ranghöchsten Zenturio zu sich, den er nach dessen Abschied aus der Armee am Ende des Gallischen Krieges gerade wieder zurückbeordert hatte. „Gaius Crastinus! Führe die Männer an! Soldaten! Vor uns, jenseits des Flusses, erwartet uns Ariminum. Und dann, nach Ariminum, Rom! Euch ist klar, was uns erwartet: Wenn ich diesen Fluss überschreite, wird der Republik vielleicht Leid widerfahren; doch wenn ich ihn nicht überschreite, trifft das Leid ganz sicher mich selbst!“

Gleich darauf gab er seinem Pferd die Sporen, ritt in das seichte Wasser des Flusses hinab und brach zu neuen Ufern auf.